
FRANK BÖCKELMANN

DER SCHRITT INS LEERE

Zur Ausgabe Sommer 2016

Als sich in den 90er Jahren das Internet über die Erde legte, dachten viele Japaner, nun entfielen fast alle Gründe für die Einreise von Ausländern. Man stehe ja fortan im Dauerkontakt – da erübrige es sich für Koreaner, Chinesen, Amerikaner und Europäer, auch noch leibhaftig einzutreffen. Irrtum. Globalisierte Menschen, Westmenschen also, Touristen (auch japanische) und *expatriates*, bevorzugten Urlaubsparadiese mit Luxusstandard und digitalisierte, englischsprachige Arbeitsplätze. Erst die Gewissheit, dass breite Wege in alle Welt gebahnt sind und nichts mehr fremd ist, weckt weltweit den Wunsch, andere Kulturen zu entdecken und anderswo den Lebensstandard zu verbessern.

Als Insulaner sind Japaner fähig zu sehen, dass in einer Welt digitaler Entgrenzung die Zuwanderung von Entgrenzten ein Schritt zu viel ist: der Verlust den Gewinn übertrifft. So wie es zu viel ist, nach jahrelangem Konsum der Produkte amerikanischer Kulturindustrie nach New York zu fliegen, durch Manhattan zu gehen und die Wolkenkratzer und die Folklore der Hektik zu erleben. Der Gang ist nicht ganz dasselbe wie das Bild auf dem Schirm, aber da New York selbst einem Bildschirm gleicht, ist der Besuch eine aufgesetzte, parodistische, manierierte Verdoppelung. Die Reisenden verspielen ihre Ausgangserfahrung, und sie verspielen New York.

»Die Erlebnisgesellschaft rückt alles Wertvolle in annähernd gleichmäßige Distanz und Nähe. Nichts ist letztlich wertvoller als anderes, weswegen sich alles vergleichgültigt.« (Egon Flaig, S. 26 in diesem Heft) Die Vergleichgültigung,

nicht etwa die spannungsgeladene Erfahrung von Andersartigkeit, macht die Parolen von TOLERANZ und WELTOFFENHEIT plausibel. Es ist ja alles egal. Deswegen gibt es keinen Grund, eine Haltung oder Lebensweise auszuschließen. Ausgeschlossen wird jedoch, was nicht austauschbar ist – etwa als »menschenverachtend«.

Dass Religionen einander freundlich tolerieren, lässt sie nicht unbeschadet. Aus der Privatsache Christentum und der Privatsache Islam wird schnell ein abrahamitisch-monotheistischer Wohlfühlritus, dessen liturgisches Zentrum die Bitte um die Verträglichkeit der Co-Religionen ist. Derweil drängt die Quelle des Glaubens, die bestürzende Erkenntnis der Geheimnishaftigkeit des Universums (»Warum ist überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts?«) und die Offenbarung überirdischer Macht, nach neuer Rigorosität. Die Gesellschaft der Indifferenz verfällt dem Fundamentalismus (siehe den Aufsatz von *Rudolf Brandner*: »Die Überwindung des Nihilismus«) und macht orientalische Männerherrschaft attraktiv (siehe den Erfahrungsbericht von *Benjamin Jahn Zschocke*). Der postmoderne Fundamentalismus lässt sich nicht vollständig als sozioökonomisch bedingt abtun. Er ist stets auch Aufstand gegen die fundamentale Gleichgültigkeit. Lessings Ringparabel fordert ja nicht den Austausch von Gefälligkeiten, sondern den Wettbewerb der Überzeugungskräfte. Christen respektieren den Islam, indem sie ihn zu überwinden trachten. »Zivilgesellschaft«? Damit sich Interessengruppen und Milieus untereinander verständigen können, müssen sie sich begegnen, sprich: auseinandersetzen. Verhängnisvoller



Jürgen K. Hultenreich: *Pilatus / Luzern*, 2014

als der opferreichste Bürgerkrieg ist ein Zustand, der Orte, Lebensräume, Sprachen, Herkünfte und Subsistenzweisen austauschbar macht: dem Nichts eng verwandt. Übrig bleibt die Biomasse der »Momentpersönlichkeiten« (Alexander Mitscherlich). In Westeuropa wird den Gläubigen bedeutet, dass konfessionelle Gegensätze unerheblich, letztlich kurioser fauler Zauber seien. Gewiss – der Staat hat um des Landfriedens willen die Eiferer zu zügeln. Er selbst wiederum wird von Anderem gezügelt.

Es gibt kein ethnisches Substrat Japans, des Japanischen, des japanischen Volkes. Keinen japanischen Ursprung. Das japanische Volk ist aus einer Mischung zentralasiatischer, sibirischer und polynesischer Stämme hervorgegangen. Es ist somit das Ergebnis von Einwanderungen. Aber die Völkerhochzeit unter dem Himmel der Vorgeschichte hat im Laufe vieler Jahrhunderte etwas Einzigartiges, eine entschiedene Daseinsordnung, herausgebildet. Sie ist unersetzlich, über alle Maßen kostbar, eben weil sie nicht in

einer Wesenheit gründet, sondern eine unfassbare Fügung fortführt. Deren Erzählung dringt aus dem magischen Klang der japanischen Sprache. Irgendwann, in ferner Zukunft, wird auch das Japanertum verschwunden sein, aufgelöst in einer anderen Verbindung. Aber auch dieses Geschick wäre unerfindlich, vernunft- und willkürfrei. In wenigen Jahrzehnten entstandene Kultur-Konglomerate hingegen, Produkte angezettelter Einwanderungen aus wirtschaftlichem oder politischem Kalkül, hätten keine historische Fassung. Mit dieser verlören sich auch die Beweggründe für bürgerschaftliche Solidarität. Wenn die Japaner unter sich bleiben wollen, so halten sie an ihrem *Gewordensein* fest. Das lässt sich nicht relativieren durch Biologismus, den Nachweis, dass die Japaner genetisch untereinander stärker divergieren als im Verhältnis zu den Eskimos und Aborigines. Dies ist Menschheitsgeschichte.

»Offene Gesellschaft«, »Einwanderungsgesellschaft«: Die Regierung baut sich ihre Lieblingswelt. »Multikulturalität, -ethnizität und -religiosität brauchen einen gemeinsamen Wertekanon.«¹ Als Grundwerte aber, die es entschlossen gegen Fanatiker aller Art zu verteidigen gelte, werden fadenscheinige Sinnschablonen aufgeboten: Toleranz, Pluralismus, Nichtdiskriminierung, Gleichberechtigung. Mit solchen Leerformeln, bloßen *Teilnahmeregeln* (Teilnahme woran?), soll die Solidargemeinschaft zusammengehalten werden. Was sind sie anderes als soziale Entsprechungen des Finanzkapitals, überallhin konvertierbare Währungen? Mit ihrem Gebrauch verbindet sich Hoffnung auf ein verhätscheltes Dasein (s. *Rudolf Brandner*: »Analytik des Gutmenschen«). Dem Glauben an diese Kinderwelt zuliebe sollen die Reste des Unegalens abgeschafft werden – Nationen, Sprachen, Zugehörigkeit, Weiblichkeit/Männlichkeit, Mythen und Riten, kurzum, alle Lebens- und Sterbensgründe.

Und wir Intellektuellen? Was bleibt uns zu tun? Nach Michel Foucaults früherer Einsicht braucht man uns nicht mehr, um die Wahrheit der Dinge aufzudecken. Im Gespräch mit Gilles Deleuze stellt Foucault 1972 den Intellektuellen eine abgewandelte Aufgabe: den »Kampf um [die] Sichtbarmachung und Schwächung [der Macht] dort, wo sie am unsichtbarsten und hinterhältigsten ist«, Theoriearbeit als lokale und regionale Praxis. Zitieren wir ihn weiter: »Was die Intellektuellen [...] entdeckt haben, ist

dies, daß die Massen sie gar nicht brauchen, um verstehen zu können; sie haben ein vollkommenes, klares und viel besseres Wissen als die Intellektuellen; und sie können es sehr gut aussprechen. Aber es gibt ein Machtsystem, das ihr Sprechen und ihr Wissen blockiert, verbietet und schwächt. Ein Machtsystem, das nicht nur in den höheren Zensurinstanzen besteht, sondern das ganze Netz der Gesellschaft sehr tief und subtil durchdringt. Die Intellektuellen sind selbst Teil dieses Machtsystems.« Und: Der Intellektuelle habe »dort gegen die Macht zu kämpfen, wo er gleichzeitig deren Objekt und deren Instrument ist: in der Ordnung des ›Wissens‹, der ›Wahrheit‹, des ›Bewußtseins‹, des ›Diskurses‹.«²

Heute wird uns die hegemoniale, das ist: die transatlantische Ordnung des Wissens, der Wahrheit und des Diskurses eingeschärft in den Litaneien der Öffnung und Entgrenzung, in der permanenten Beschwörung einer Dringlichkeit, die längst durch automatische Abläufe abgelöst worden ist, sich demnach erledigt hat. Barack Obama am 25. April in Hannover: »Wir können nicht nur mit denen zusammenleben, die so ähnlich aussehen wie wir.« (Danke für diese Belehrung. Wie oft noch?) Tragen wir unseren Teil zum Überdruß an den Gebetsmühlen bei, zu Weigerung und Widerstand, zur Besinnung auf ein altes, ein unegales Europa.

1 Michael Roth, Staatssekretär für Europa im deutschen Auswärtigen Amt, in: *FAZ* vom 01.04.2016, S. 8.

2 »Die Intellektuellen und die Macht. Ein Gespräch zwischen Michel Foucault und Gilles Deleuze«, übersetzt von Walter Seitter, in: Gilles Deleuze/Michel Foucault: *Der Faden ist gerissen*. Berlin 1977, S. 88 f.